

Im Spinnennetz der Erinnerungen

Wie die Geschichte der Vernichtung und Ausgrenzung eine Familie indigener Amerikaner heute noch zerstören kann, zeigt Tommy Orange in *Verlorene Sterne*

Von Ingeborg Harms

Dieses Buch ist eine indigene Familiensaga, die ein Massaker zu ihrem Ausgangspunkt nimmt. Im Jahre 1864 griff die Kavallerie der U.S. Army eine Cheyenne- und Arapaho-Siedlung am Sand Creek in Colorado an und tötete 133 Menschen. Tommy Orange ist ein Nachkomme dieser Stämme und hat bereits sein erstes Buch *Dort dort* den Geschichten der heute im ganzen Land verstreut lebenden Mitglieder nativer Stammeskulturen gewidmet. Sein Erzähler schmiegt sich nun den wechselnden Perspektiven seiner Protagonisten an, beginnend mit dem jungen Jude Star, der dem Massaker entkommt und dann in einer kalifornischen Festung inhaftiert wird. Sie dient der Umerziehung und Assimilation der Ureinwohner.

Tommy Orange widmet sich dem Schicksal der Jude-Star-Nachkommen bis in die nahe Gegenwart hinein. Er zeichnet nach, wie sich das resignierte Fügen in die Machtverhältnisse in indigenes Selbstbewusstsein verwandelt und daraufhin neue Gemeinschaften entstehen, die auf der gemeinsamen Abstammung beruhen. Seinen gesellschaftlich Benachteiligten geht es vor allem um ihre Identität jenseits der amerikanischen Mainstream-Affirmation. Jude Star hat nach dem Massaker seine Stimme verloren und findet sie wieder, als er den Branntwein entdeckt. Kränkungen lindernde Drogen werden zum festen Bestandteil der Biografien aller auf Jude Star folgenden Generationen – und sie werden als Ersatz für die Rituale des Peyote-Rausches der Vorfahren benutzt.

Der Großteil des Buches handelt von vier Heranwachsenden. Orvil wurde bei einer nativen Powwow-Tanzzeremonie angeschossen und Sean beim Rollhockey von einem Mitspieler schwer verletzt. Beide hat die Schmerztherapie tablettensüchtig gemacht. Seans weißer Adoptivvater Tom betreibt ein Kellerlabor und ermuntert seinen Sohn zum Dealen. Er macht einen DNA-Test und verkündet stolz, er selbst habe indianisches Blut in den Adern: »Ich sag's dir, Sean, ich spüre die Kraft eines Chiefs. (...) Das kann uns nutzen.« Sean jedoch ist darüber empört. Seine Außenseiter-Erfahrungen beruhen auf seinem distinkten Aussehen, das mit der »breitkiefrigen amerikanischen Grobschlächtheit« und »griesgrämigen Dumpfheit« nichts gemein hat. Es hilft nicht, dass er in einem reichen Viertel Oaklands lebt, wo eine betonte inklusive Hipster-Kultur mit den Problemen der Natives nicht mehr belästigt werden möchte.

Orvils kleiner Bruder Lony wiederum entwickelt eine Obsession für Selbstverstümmelung, im Glauben, bereits der Name seiner Cheyenne-Vorfahren, »die Geschnittenen«, rufe dazu auf. Er erfindet eigenbrötlerische

Rituale, die ihm zu übersinnlichen Kräften verhelfen sollen, trainiert das Fliegen und wird knapp vor einem Sprung ins Nichts bewahrt. Er ruft Fremde mit betont netten Botschaften an, um den Gemeinheiten von Internet-Trollen ein Gegengewicht zu bieten.

Auch seinen Bruder Loother verwirrt die allseitige Coolness, er begreift nicht, warum »alle so tun, als würden sie nicht viel zu viel spüren«. Großtante Opal tröstet ihn damit, dass seine Intuition eine Gabe der indigenen Vorfahren sei, die »mit vielen schlechten Menschen zu tun hatten«. Loother verbietet sich zu rappen, um als *native* nicht die schwarze Kultur zu bestehlen, Sean quält die Frage, wer das Wort Indianer benutzen darf, und Orvil findet es nicht okay, »als Native im Wald zu Therapiezwecken Pfeile zu schießen«, obwohl er es widerwillig genießt. Die zum Schutz der Unterprivilegierten angetretene politische Korrektheit erweist sich für Oranges Helden als Quälerei.

Die Herkunft ist für Oranges Protagonisten weit weg, und doch ist sie das Nächste, wessen sie habhaft werden können. Was ihnen bleibt, ist der Mut, Verantwortung für die Gescheiterten zu übernehmen – und das Wissen, dass sich im Diesseits eine für sie nicht mehr zu überbrückende Abwesenheit auftut. Opals schwangere Mutter ermahnte sich: »Denk daran, dass du jemanden von der anderen Seite herüberträgst.« Der »anderen Seite« nähern sie sich im Drogenrausch an, und seit Jude Star dem Massaker entkam, äußert sich die Sehnsucht auch im Bedürfnis, aus den Städten davonzulaufen, »wo alles überbaubar ist«.

Opals Mutter arbeitet in einem »betreuten« Programm auf einer Plantage. Als deren Besitzerin ihre Schwangerschaft bemerkt und das Kind übernehmen will, flieht sie in die Wildnis und stirbt bei der Geburt. Auch Lony ist eines Tages verschwunden und schreibt seiner Familie erst nach Jahren. Er hat die kalifornische Obdachlosenexistenz gewählt und zieht mit der Sonne von Nord nach Süd: »Einfacher gesagt, ich wollte draußen sein.« Zwei Metaphern durchziehen das Buch: die Spinne, die sich tot stellt, um zu überleben, und der Sternenhimmel, den Spinnennetze in seiner Konstellation abbilden, »damit sie uns in unseren Finsternissen den Weg leuchten«. Orvil gelingt der Entzug vom Heroin, Lony kündigt seine Heimkehr an. Es sieht aus, als würden die Ahnen die verlorenen Sterne doch noch in ihren Netzen auffangen.

Tommy Orange: *Verlorene Sterne*. Roman; a. d. Engl. v. Hannes Meyer; Hanser Berlin, 2024; 304 S., 26,- €, als E-Book 19,99 €



Foto: Rafał Milech/Magnum Photos/Agentur Focus

Erinnerungen 2024

11. Juni in Warschau: Pro-Palästina-Demonstranten haben die Universität besetzt

»In den Jahren der Zweisamkeit nicht gemerkt, wie ihr den Anderen, den Alleinstehenden gegenüber aufgetreten seid«

Ein Unglück, das passiert

Zora del Buonos Vater starb bei einem Autounfall, da war sie acht Monate alt. Ihre Recherche dazu eröffnet eine kurvenreiche Reise in die innere Wirklichkeit

Von Elke Schmitter

Die Mutter hat offenbar ein Taschentuch gegessen. »Hoffentlich eins aus Papier und nicht aus Stoff«, sagt die Tochter zur Pflegerin, und sie sagt: »Ja, Papier.« Sie ist gut aufgehoben, die Mutter, auf der vermutlich letzten Station vor ihrem Tod; es ist ein Heim für alte Menschen, denen der Verstand abhandenkommt. Diese Mutter, eine Historikerin, erinnert sich an fast nichts mehr, nicht einmal mehr an ihre Tochter.

Während die sich an immer mehr erinnert – und das, was sie nie wusste, nun langsam zusammensetzt: Der Tod ihres Vaters, als sie erst acht Monate alt war, wie ging der eigentlich vor sich? Ein Unfall, den er nicht verschuldet hatte, im Auto. Einer von Tausenden Fällen (es sind etwa 3.500 in Deutschland pro Jahr), die achselzuckend hingenommen werden. »Seit das erste Kraftfahrzeug aus einer Fertigungshalle rollte, haben mehr als 50 Millionen Menschen ihr Leben ans Auto verloren. Und über jeden Einzelnen von ihnen könnte man eine Geschichte erzählen. Über sein Leben. Über sein Sterben.«

Das ist die Versuchsordnung: eine Tochter, inzwischen 61 Jahre alt, die sich auf die Suche macht. Die Schweizer Autorin Zora del Buono hatte in ihrem großen zeitgeschichtlichen Roman *Die Marschallin* von ihrer Großmutter erzählt, einer jugoslawisch-sizilianischen Kommunistin. Deren einziger Sohn, ein junger Arzt, der Held ihres neuen Buches, kam in der Ostschweiz ums Leben. Er war auf dem Weg in seine Klinik, es war ein sonniger Morgen, und sein Genick brach.

Dass Kopfstützen im Auto zu dieser Zeit längst erfunden waren, aber erst viel später verpflichtend wurden, das ist so ein Detail, das man erfährt. Wie manches andere, Strafmaße, Versicherungsroutinen, den gesellschaftlichen Umgang mit – in der Regel männlicher – »Raserei«. Das zeichnet wie nebenbei das Bild einer patriarchalen Gesellschaft, einer typisch westlichen, wie wir sie kennen und deshalb im Alltag oft kaum mehr erkennen. Einer Gesellschaft, in der Trauer wenig Platz hat, wenn es um eine Sorte Unglück geht, an die man sich längst gewöhnt hat: »ein Unglück, passiert halt«. In der die Sicherheit im Verkehr immer höher wird, vor allem für die im Auto, das Unglück aber nicht weniger. In der aber doch – hier gibt es einen Fortschritt – die seelischen Verheerungen zumindest auftauchen dürfen, und das traditionelle »Zähne zusammenbeißen« einer Kultur der Gefühlswahrnehmung gewichen ist.

Wobei die Tochter nie um ihren Vater trauerte, sondern eher mit ihrer Mutter. Die wiederum nicht über den Vater sprach, sondern ihren Kummer in einer würdevollen, zurückhaltenden

Lebensführung gewissermaßen aufgehoben, beschwiegen, transformierte und zugleich bewahrt. Nun aber, da diese engste Gefährtin ihres Lebens ihren Verstand allmählich verliert, erstellt die Tochter eine »Liste der eigenen Deformationen«. Eine »seltsame Gefühlskälte« waltet da, zum Beispiel, gegenüber Verlassenen und Verwitweten. »In den Jahren der Zweisamkeit nicht gemerkt, wie Ihr DEN ANDEREN, den Alleinstehenden gegenüber aufgetreten seid, in Eurer unerschütterlichen Zweierfront. Und jetzt plötzlich Anschluss suchen.« Da ist die Erinnerung an Mama, die junge Witwe, die nicht zum Abendessen bei den Nachbarn eingeladen wurde: »Mit dir geht die Tischordnung nicht auf.« Das »stille Wundern« über intakte Familien, ihr Leben als »der einzig stimmige Zustand«.

Die Recherche, die Zora del Buono anstellt über ein 60 Jahre zurückliegendes Unglück und seine Wirkungen auf alle Beteiligten bis heute, ist so radikal wie behutsam und so sachlich wie intim. Ihre Sprache, ganz ohne Sentimentalität, aber von zarter, auch zärtlicher Genauigkeit – und immer wieder mit durchscheinendem Witz, mal herb, dann wieder befreiend – folgt jeder Bewegung, in die Statistik ebenso hinein wie in die Seele, ist hin und wieder auch Motor oder Treibriemen des Geschehens. Der Autorin gelingt das mittels Assoziationen, die durch Ortsnamen, durch Aktenvokabular oder Redewendungen ausgelöst werden. Denn dass vielleicht nicht alles mit allem, aber doch das Einzelne mit unendlich vielem zusammenhängt, ist die poetische Vermutung, die hinter del Buonos literarischer Recherche steckt und die sich wunder-sam ausformt und bewahrt.

Es ist keine kleine Pointe, dass nicht nur der Vater, sondern auch dessen »Töter« der Erzählerin in dieser Suche näherkommt, durch dessen unscheinbares, aber auch bewusst sich verbergendes Leben als ein Outlaw besonderer Art. Der Verlauf dieser spannungsreichen Geschichte eröffnet, ähnlich wie die kurvenreiche Straße, auf der del Buonos Vater starb, immer wieder neue Perspektiven. Der Titel *Seinetwegen* lässt sich in doppelter Bedeutung lesen. Wie überhaupt die Spiegelung und die Doppelung das Gesetz dieses Romans ausmachen: die Bewegung der Autorin von den Fakten zu ihrem Kontext, von der äußeren Realität zur inneren Wirklichkeit und wieder zurück. Sodass, Glücksfall der Literatur, die persönliche Deutung eines Geschehens eine so berührende wie beglückende Bedeutung für ihre Leser bekommt.

Zora del Buono: *Seinetwegen*. Roman; C. H. Beck, München 2024; 204 S., 23,- €, als E-Book 17,99 €

ANZEIGE

ZEIT EDITION

Was ist die Wahrheit?

Philosophieren mit Kindern.
Die ZEIT-Edition **KOPFSTAND**

6 Bücher + 3 Mitmach-Hefte in stabiler Schublade

SALE 59,95 €* statt 79,95 €

Wer mit Kindern philosophiert, erlebt ein ganz besonderes Vergnügen!

Nachdenken über die Welt, staunen und sich wundern: Fragen, die im gemeinsamen Gespräch entstehen, öffnen Türen zu überraschenden Perspektiven.

Darauf können Sie sich freuen

- + 6 sorgfältig ausgewählte Bilderbuchgeschichten, die einen altersgerechten und heiteren Zugang zu den Themen Glück, Wahrheit und Verantwortung bieten
- + 3 eigens entwickelte Mitmach-Hefte mit vielen kreativen Bastelideen, lustigen Wortspielen und interessanten Denkaufgaben
- + Liebevoll gestaltete, stabile Schublade, in der alle Bestandteile Platz finden
- + Ein ideales Geschenk für Kinder im Grundschulalter

Jetzt bestellen: shop.zeit.de/kopfstand

*zzgl. 4,95 € Versandkosten | Auslandspreise auf Anfrage | Bestell-Nr.: 41754
Anbieter: Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Buceriusstraße, Hamburg